

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Vincenz Püntiner [Fortsetzung]
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571962>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Vincenz Püntiner.

Eine Erzählung von Ernst Zahn, Göschenen.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Aber es ist doch der Wagen, den sie erwarten. Der Staubwirbel kommt langsam näher und näher. Allmählich werden zwei große, mit Plantüchern überdeckte Leiterwagen sichtbar. Gerade, als der Vincenz, der Arnold und die Knechte von der Arbeit auf einer benachbarten Matte zum Mittagessen kommend gegen das Haus zuschreiten, fahren die Wagen heran. So trifft es sich, daß die vier Männer unter der Türe stehen und den Felice mit seinem Haushalt gleich empfangen können, als er heranzieht. Die Elisabeth ist hinter den Männern hervorgeglüpt und steht mit vorgestrecktem Kopf neben den Brüdern. Es gibt nicht viel Neues zu sehen, wo sie daheim ist; das heutige will sie sich nicht entgehen lassen. Am Ende drängt sich auch noch die Hausmagd in den Flur; der Felice findet neugierige Augen genug, die auf ihn warten! Der Vincenz merkt, wie der Welsche beim Einzug Spießruten laufen soll. „Sind nicht noch mehr Gaffer da!“ brummt er spöttisch. Dann läßt er den Rock, den er über die eine Schulter geworfen getragen, an der Hauswand zu Boden gleiten und geht dem Felice entgegen. Der lenkt, nebenherschreitend, die beiden Pferde des ersten Wagens; den zweiten führt ein Knecht des Fuhrhalters, von dem er die Gespanne entlehnt. Der Felice geht hembärmelig wie der Vincenz, der ihn entgegenkommt. Er ist ein mittelgroßer, fester Mann mit einem schönen, spitzen, grauen Bart und scharfen, dunkeln Zügen. In seinem Wesen ist eine wohlthuende Ruhe und Langsamkeit, nichts von der übergroßen Lebendigkeit seines Volkes.

„Da sind wir!“ ruft er dem Vincenz entgegen; er spricht das Deutsch mit fremdem Akzent, spricht es aber gut mit einer heisern, tiefen Stimme. Im gleichen Augenblick zieht er die Zügel straff; die Pferde stehen.

„Das ist meine Frau,“ sagt der Welsche und nickt mit dem Kopf nach einem Weibe, das mit einer zweiten

weiblichen Gestalt vorn auf seinem Wagen auf einem Möbelstücke sitzt. Die beiden Frauen tragen bunte Tücher im Zipfel um die Köpfe gebunden; von ihren Gesichtern ist wenig zu sehen, ihre Augen aber leuchten scharf auf den Bauern, der an ihren Wagen tritt und so groß ist, daß sein Kopf beinahe zur Höhe ihrer Schultern hinaufreicht. Vincenz trägt eine raue Arbeits hose, schweres Schuhwerk, ein am Halse offenstehendes grobes Hemd und eine offene Weste. Aus den breiten Schultern hebt sich sein großer dunkler, unbedeckter Kopf. Die beiden Weiber verbergen das Staunen nicht über das Ungewöhnliche, das in seinem Außern ist.

„Das ist der Ratsherr Püntiner,“ sagt der Felice. Seine Frau schiebt das Tuch in den Nacken und steigt vom Wagen. Ihr Mann hilft ihr dabei. Vincenz ist einen Schritt zurückgetreten und erwartet sie, damit er sie grüßen kann. Sein Gesicht ist dunkel. Sein ganzer Körper ist gleichsam noch vom schweren Tagwerk warm, so liegt nichts Sonntägliches und nichts Feierliches in seiner Erscheinung, als ihn die Frauen des Felice zum ersten Mal sehen. Jetzt steht die Felicin vor ihm, noch nicht sehr alt, vielleicht um seine Jahre herum, hochgewachsen, mit schwarzem Haar und einem gelblichen, knochigen Gesicht; sie ist aus gleichem Stoff wie die Püntinerin und andere dazuland, sie leugnet es in ihrem Außern nicht, daß sie im Bergland Heimat hat. Auch der Dialekt, den sie spricht, gibt Zeugnis dafür. „Tag, Ratsherr!“ sagt sie zurückhaltend, fast scheu. Sie reicht ihm die arbeitsharte Hand und zieht sie gleich und unbeholfen zurück. Dabei wird sie rot und verlegen. Er ist ihr an Ruhe und Haltung über; breit und schwer steht er da, nimmt den Blick ruhig von ihr und sieht sich nach der andern um, die auf dem Wagen neben ihr gesessen. Die springt eben jenseits des Wagens vom Radtritt; dabei löst sich auch ihr Tuch, und ein schwarz-

brauner Kopf wird sichtbar. Die Felice sieht den Blick des Vincenz auf ihr haften. „Das ist die Tochter,“ sagt sie kurz, so unbeholfen wie vorher.

Der Felice spricht drüben mit Arnold und einem der Knechte. Das Mädchen, das sich hat nennen hören, biegt vorn um die Säule und kommt zur Mutter und Vincenz herüber. „Grüß ihn, den Rathsherrn!“ sagt die Felice.

Da hebt die Junge die Hand, eine, die auch schon gearbeitet hat, aber noch schlangfingerig und schmal ist, und gibt sie dem Bauern. „Tag!“ grüßt sie.

„Tag!“ sagt Vincenz und hält die Hand in der seinen.

„Anna heißt sie,“ sagt die Frau des Felice.

Vincenz blickt auf das Mädchen nieder; ein ganzes Stück muß er hinabsehen, obwohl die Anna schlank ist. Sie senkt das Gesicht, wendet sich, da er ihre Hand fallen läßt, gegen die Pferde und hebt an, sie zu streicheln.

Der Felice kommt inzwischen herüber, meint: „Zufahren wollen wir, denk' ich!“ und faßt das eine Pferd am Zügel, um das Gefährt vor das Nachbarhaus zu führen.

Die Knechte und Elisabeth trollen sich ins Haus. Vincenz und Arnold stehen noch in der Straße, während die beiden Wagen die paar Schritte weiterfahren.

„Laßt die Pferde einstellen und kommt mit uns essen, nachher!“ ruft der Vincenz hinter dem Felice her.

„Dank, Rathsherr, aber . . .“ wehrt er ab.

„Macht keine Umstände!“ sagt der Vincenz. „Wo wir alle essen, wird es für Euch auch noch haben.“

So kommt es, daß bald darauf alle in der geräumigen Küche am langen tannenen, von Alter und Sand graubunkeln Tisch sitzen. Die Elisabeth und die Magd haben für die Gäste Platz geschaffen. Die Suppe reicht reichlich, und den Mais können sie nicht aufessen, so viel ist davon da. Zwischen dem Löffelklappern klingt ein eifriges Gespräch. Der Vincenz, der zu Häupten des Tisches hemdärmelig und breitschulterig dastet, unterhält sich mit dem Felice, die Püntinerin sitzt in ihrem Lederlehnstuhl neben der Frau des Welschen und hat mit ihr zu reden, und der Arnold und die Elisabeth haben, während die Knechte unter sich ein Gespräch führen, die Anna in Beschlag genommen, über deren Gesicht des Arnold Augen fleißiger spazieren gehen, als nötig ist.

Die Anna ist keine rebselige. Vielleicht fühlt sie sich nicht behaglich unter den vielen Leuten, und dann gibt ihr auch das Gesicht der Püntinerin zu staunen, das sonderbare, kindlich kleine, verrunzelte, mit den zwei scharfen Farben, dem Kupfergelb der Haut und dem Weiß des Haares und mit jener stillen und verborgenen Klugheit im Ausdruck, die das Leben erfahren

und das Leben versteht. Plötzlich merkt sie, daß der Blick des Vincenz, während er noch immer sich mit ihrem Vater unterhält, auf ihr scharf und mit einer Art starren Sinnens haftet. So fest hängt er an ihren Zügen, daß sie darunter langsam und unwillkürlich errötet. Es wird ihr zu Mut wie einem Schulkind unter den Augen des examinierenden Hochwürdigen.

Der Vincenz weiß anfangs kaum, daß er sie ansieht. Erst allmählich wird ihm Zug um Zug ihres Gesichtes deutlich. Dann aber saugen sich seine Augen daran fest. Er überhört ein Wort, das der Felice neben ihm sagt. Wie einer in einem durstigen Zuge trinkt, so nimmt er in eines tiefen Atemzugs Länge das Bild der Anna in sich auf. Er kann das Erröten sehen, das sie ankommt. Das Blut wallt sacht in den feinen, von einzelnen krausen Haaren umschatteten Schläfen. Ihre Nase ist merkwürdig edel geschnitten und hat rote Rüstern, in denen es wie ein Fliegen der Erregung geht. Als sie sich in Verlegenheit tiefer über ihren Teller neigt, geschieht es mit einer unauffälligen Anmut. Der Vincenz erinnert sich, daß ihm das vorher vor dem Hause schon aufgefallen, die geräuschlose, schlichte Anmut ihres Wesens.

Der Felice wiederholt jetzt lauter, was er vorhin gesagt hat, sodaß der Püntiner merkt, wie er sich einen Augenblick verloren hat. Er antwortet rasch; aber die eine Hälfte seiner Gedanken kommt doch erst allmählich und wie aus einer großen Ferne zu dem zurück, was den Stoff ihrer Unterhaltung ausmacht. Als das Essen lang vorbei ist, am nächsten Tag und an vielen, die nachkommen, sieht der Vincenz das Gesicht der Anna de Felice vor sich. Ihr Bild ist gleichsam durch seine Augen in ihn hineingewachsen.

III.

Das ist nun schon vierzehn Tage her, daß der Felice das Haus drüben bezogen hat. Der Art nach, wie er und die zwei Frauen mit denen im Püntinerhaus heimisch geworden sind, könnte es noch viel länger her sein. Der Steinbruchbesitzer ist oft auswärt, von ihm sieht man nicht viel; aber seine Frau kommt manchmal um einen Rat oder eine Hilfe zur Püntinerin herüber; ein-, zweimal hat sie sich auch schon eine freie Stunde lang zu der lahmen Alten hineingesetzt, um der Gesellschaft willen; drüben im Hause, dessen Stuben sie mit einfachen Möbeln sauber eingerichtet hat, kann sie es noch lange genug einsam und still haben. Sie und da kommt auch die Anna herüber. Von Fenster zu Fenster und über den Gartenhag haben die Elisabeth und sie sich einander angefreundet, wobei das um zwei Jahre jüngere Püntinermädchen die feurigere ist und die andere die stille.

Ueber den Hag hin knüpft der Arnold die Bekanntschaft fester. Er hockt auf den Haglatten oder vor der Haustüre des Felice um die Feierabendzeit und pflegt die Nachbarschaft.

Das Hinüberhocken ist auch in die Knechte gefahren. Was mit dem Mädchen in das Leben des Mannsvolkes gekommen ist, ist zu neu und zu unterhaltsam, als daß sie es nicht ausgenutzt hätten, wie die Kaze den Rahm schleckt.

Die Anna und ihre Mutter lassen sich die Gesellschaft gefallen. Die Abende sind kurz derweise; es scherzt und lacht sich gut, wenn die Sonne nicht mehr brennt, nur das leise kühle Gold, das sie im Versinken wie Duft über Matten, Wald und Gebirge gießt, auch um die neue Hausbank leuchtet, die der Felice an seine Frontmauer gezimmert hat.

Der Vincenz ist nie da, der hat keine Zeit, hat nicht Feierabend wie andere. Er kommt abends von der Arbeit in Feld oder Wald, ist zu Nacht, kleidet sich um und geht nach Altburg hinüber, wo er von Amtes wegen zu tun hat. Ruft ihn nichts dorthin, so sitzt er daheim in der Stube, die er sich eingerichtet hat und die neben der Küche liegt. Ein großer tannener Tisch, zwei Breitstühle, ein Schrank und eine Truhe stehen darin. Auf dem Tisch liegen Schreibzeug, allerlei Schriften und ein paar Bücher, das Landbuch darunter, in dem er immer studiert, weil ihm ernst mit seinem Geseßhüteramt ist, das sie ihm an der Landsgemeinde übertragen. Das Fenster der Stube geht gegen das Nachbarhaus hin, dessen eine Seitenmauer er überschaut. Die Frontseite und die Hausbank kann er nicht sehen, sieht deshalb auch den Arnold und die Knechte nicht am Abend dort herumlungern, pfeifenschmauchend, die Hände in den Taschen und sich „braver Mann“ bei der Nachbarschaft machen. Sie und da aber taucht an einem Fenster gegenüber die Anna auf. Gewahrt sie der Püntiner, so springt eine eigentümliche Spannung in seinen Blick. Er hebt den großen Kopf, daß die Fensterhelle breit auf seiner turmhafte Stirn liegt; sein Gesicht ist bleich dabei.

Tagsüber trifft er sie zuweilen, selten zwar. Einmal, als er, die Sense über der Schulter, abends noch mähen geht, läuft sie ihm in der Straße in den Weg. Die Sense blinkt neben seinem dunkeln Haupt. Er geht barfuß, nur in Hose und Hemd; dennoch ist etwas Besonderes an ihm. Die Anna fühlt immer dieselbe Scheu in seiner Nähe.

„Guten Abend!“ sagt er, bleibt stehen und sieht sie an. Seine Augen schauen unbehaglich ernsthaft unter den buschigen Brauen hervor. „Gehst heim?“ fragt er.

„Ja,“ gibt sie zurück. „Ihr wollt noch mähen gehen?“ fragt sie dann.

Er antwortet nicht und sieht sie nur immer noch und ganz versonnen an; dann geht er weiter und vergißt den Gruß.

Sie wundert sich nicht. Was soll einer, der viel weiß und ist, wie er, sich groß um ein junges Ding wie sie kümmern! Erst, während die Zeit geht und als ihre Nachbarschaft bald ein halbes Jahr alt ist, will ihr manchmal scheinen, daß der Püntiner ein sonderbares Wesen hat. Eines Sonntagmorgens insbesondere muß sie sich über ihn wundern.

Es ist Winterende im Kalender, in Wirklichkeit ist noch kein Ende abzusehen. Die Talebene und die Lehnen und die hohen Berge sind weiß. Kaum ein dunkler Punkt unterbricht die wellige, flirrende weiße Linie, die über die Altburger Ebene und über ihre beiden Bergwälle hinaufläuft. Die Straße ist hart gestampft. Ein kalter blauer Himmel sieht herab. Die aus dem Püntinerhaus und der Felice und seine Frau sind im Gottesdienst. Nur die Püntinerin sitzt daheim und betet, und die Anna muß das Haus hüten, weil ihr Kochsonntag ist. Um von der Küchenluft einen Augenblick zu verschmausen, ist sie unter die Haustüre getreten, spielt mit dem Fuß auf der Schwelle, wo wie auf den Vortreppen ein paar Schneestapfen kleben, und blickt auf die Straße hinaus. Da sieht sie den Vincenz ein Stück weiter oben über die Straße treten und nach etwas ausspähen, das am Himmel oben sein muß. Als sie eben gehen will, erblickt er sie: „Hast ihn gesehen, den Geier?“ fragt er.

„Nein,“ sagt sie, tritt zu ihm, der näher gekommen ist, in die Straße hinaus und läßt sich von ihm weisen, wo der Raubvogel hoch in den Lüften wie windgetragen unendlich ruhig gegen einen der Berge zieht und über diesen hinaus sich im Blau verliert.

„Schön ist es, zu sehen, wie er segelt!“ sagt Vincenz. Sie tauschen darauf Rede und Gegenrede. Anna geht dem Hause wieder zu; im Gespräch mit ihr folgt er, und in der Tür, wo sie vorher gestanden, bleiben beide stehen, jedes an einen Pfosten gelehnt. Er hat Sonntagsstaat an, schwarzes schweres Gewand, von dem die weiße, neue Hemdbrust scharf absticht; ansehen kann ihm jetzt einer, daß er nicht nur zu Sense und Hacke geschaffen ist. „Bist gern da?“ fragt er plötzlich.

Sie haben vorher von etwas ganz anderem gesprochen, und die Frage kommt unvermutet. Anna schaut unwillkürlich auf und ihn an. Der Blick ihrer klaren braunen Augen ist frei und erstaunt. Vor dem feinen aber, der etwas Brennendes hat, muß er sich senken.

„Noch nirgends haben wir so gern gewohnt,“ antwortet sie ihm dennoch unbefangen.

Der Vincenz schweigt. Von der Stelle aus, wo er steht, streckt er langsam die Hand aus und faßt die

Annas. Sie errödet, als er sie schweigend drückt, und sieht ihn wieder an. Staunen, vielleicht etwas wie Furcht steht jetzt in ihrem Gesicht. Er aber mag etwas anderes darin gesucht haben. Er läßt ihre Hand so plötzlich los, wie er sie genommen hat, sagt ein: „Ja, ade, ich muß hinüber!“ und geht davon.

Die Anna aber wundert sich. Sie geht in die Küche zurück, denkt nach und wird nicht klug. Was will er, der Püntiner? Ihr schön tun? Bald vierzig ist er! Und könnte fast ihr Vater sein! Aber — nicht doch — was sollte er sich kümmern um sie, der, den sie zu den Besten im Land rechnen! Seine Art wird es sein, wie er ist. Seine sonderbare Art!

Mit dem letzten Gedanken legt sie die Sache zur Ruhe. Im Grunde kümmert sie sich nicht groß! Der Püntiner ist ihr nach wie vor der gleiche, einer, vor dem sie eine scheue Hochachtung hat.

Der Vincenz ist inzwischen auf seine Stube gegangen, hat sich zum Arbeiten niedergesetzt, schiebt aber die Schreiberei zurück und sieht zum Fenster hinaus, sieht nichts, staunt nur. Nach einer Weile hört er die Kirchgänger heimkommen. In der Küche klappern die Teller; es ist Essenszeit. Da steht er auf und geht hinüber.

Die Knechte drücken sich herum, die Magd setzt die Suppe auf, die Püntinerin sitzt schon in ihrem Lehnstuhl und sieht den Vincenz an, als er hereinkommt.

„Nicht einmal an Sonntagen hast Ruh!“ sagt sie.

Er zuckt die Schultern und läßt sich neben ihr nieder. Auch die andern rücken zu. Dann hebt die Mahlzeit an.

Nach einer Weile stößt Vincenz den Suppenteller weg und hat ihn nicht leer gegessen. Mit breit aufgestützten Armen wartet er, bis die andern so weit sind. Als das Fleisch aufgetragen wird, zerschneidet er es, nimmt auch für sich ein Stück heraus und beginnt zu essen; aber schon nach zwei Bissen legt er die Gabel wieder hin. Eine eintönige Unterhaltung geht am Tisch, ein Wort von dem zu dem; auch der Vincenz sagt dies und jenes dazwischen. Da wendet sich die Püntinerin zu ihm: „Du issest ja nichts.“

„Ich mag nicht,“ sagt er.

„Ist dir nicht recht?“ fragt die Mutter wieder, der seine Art auffällt. Er hat sonst ein gleichmäßiges Wesen. Jetzt läßt ihm etwas keine Ruhe; bald spielt er mit dem Messer, bald legt er es wieder weg und sieht aus, als ob ihm die Mahlzeit zu lange dauerte.

„Ich mag nicht,“ gibt er ihr abermals zum Bescheid. Als auch die Elisabeth sich noch über sein Nichtessen wundern will, sagt er barsch und kurz: „Es soll sich jedes um seinen Teller kümmern!“

Dann spricht er von andern Dingen, in gleich-

gültigem Ton, sodaß die übrigen sich wieder in ihn finden, steht aber bald auf und geht aus dem Hause. Sie können ihn nachher, den Hut auf dem Kopf, über einen zurecht getretenen Fußweg nach einem Stalle gehen sehen, der drüben am Berghang liegt. Eine der Kühe, die dort stehen, ist krank; so fragt sich niemand, warum er hingeht. Aber seine Schritte werden langsam, als er ein Stück vom Hause entfernt ist; zuweilen steht er still und atmet tief. Ihn verlangt nach Luft; es ist ihm eng im Innern. Während er dann wieder weiter-schreitet, läßt er seine Gedanken über sich kommen.

Das kann er nicht mehr vor sich heimlich halten, daß ihm die Anna im Sinne liegt! Er hat in seinem Leben keine Zeit gehabt für Weiber, erinnert sich nicht, daß er einmal sich um irgend eine gekümmert hätte, die Refruenzzeit ausgenommen, während der er auch nicht besser war als andere und der und jener schön tat. Aber seither — bah — schon in den Weg kommt ihm keine! Jetzt jedoch! — Herrgott, wie das — ganz inwendig — wühlt!

Er steht still und geht wieder fürbaß.

An nichts denkt sie, die Anna! Achtung hat sie vor ihm, eine fast lächerliche Achtung! Aber nichts weiter! Sie ist auch viel — zwanzig Jahre jünger! Was dir nur einfällt, Vincenz!

Eine tiefe Röte steigt ihm ins Gesicht. Er hat sich in seinem Leben keines Tages zu schämen. Soll heute einer sein, der — — — Nein, nein! Jeder Mensch will einmal seine Jugend haben! Keiner soll ihn verlachen, wenn er seine erst später haben kann als andere!

Er ist jetzt dem Stalle am Berg ganz nah gekommen und steigt die kleine Halde bis zum Gaden hinan. An diesem bleibt er stehen und sieht über den Weg zurück, den er gekommen ist. Drüben stehen die beiden Häuser. Wie Inseln steigen sie aus einem toten flimmernden Meer von Schnee. Dort wohnt sie, die Anna!

Der Arnold tut ihr schön, dem Mädchen! In der letzten Zeit weiß er nichts als von ihr zu berichten! Aber der Arnold — haha — jedem Weibervolk läuft er nach! Der ist wie Stroh, das gleich brennt! Sieht er morgen eine andere, wird ihm die besser gefallen! Lange nicht gesetzt genug ist er, an etwas Ernstliches zu denken. Er aber, der Vincenz — — —

Die Brust dehnt sich ihm. Etwas Gewaltiges drängt und treibt in seinem Innern.

Wenn — wenn es werden könnte — mit der Anna!

„Herrgott!“

Das Letzte hat er wirklich zwischen den Zähnen hervorgestoßen. Es hätte ein Schrei werden können; aber es ist nur ein wildes, dürres Wort geworden.

Wenn etwas werden könnte! Und warum soll nicht? Schaffen nur und zu etwas kommen? Wenn einer keine ganze Jugend mehr hat, so soll er eine ganze Wackerkeit dagegen setzen können!

Er steht aufrecht an seiner Halbe, hat den Hut abgenommen und hält die Stirn dem kalten Wind hin. Schaffen und zu etwas kommen! Die Schwüle fällt von ihm ab; es kommt wie ein Gesundwerden über ihn.

So geht er nach kurzem und, nachdem er nach seinem kranken Tier gesehen hat, nach dem Hause zurück. Die Püntinerin, zu der er sich eine Weile in die Stube setzt, staunt ihn an. Er ist anders als am Vormittag, aber auch anders als in seinem ganzen Leben. In seinem Gesicht leuchtet eine Fröhlichkeit, die ihn jung macht. Aus den Augen bricht sie. Die Püntinerin staunt über den Glanz in seinem Blick.

Dann geht der Sonntag und die Zeit. Der Vincenz arbeitet, und die Fröhlichkeit, die über ihn gekommen, bleibt ihm. Selbst der Elisabeth, die noch ein halbes Kind ist, fällt sie auf. „Ganz anders ist er, der Vincenz!“ sagt sie zur Mutter.

„Sag' nichts!“ sagt die; „wie der Vincenz ist kein zweiter!“

Ihre eingesunkene Brust hebt sich bei diesem Wort. Stolz ist sie auf jenen. Den Hut ziehen die Herren von Altburg vor ihm, tief, von weitem!

Einmal kommt der Vincenz von einem großen Viehmarkt heim und schließt einen schweren Geldsack in seinen Schrank. „Wir haben ein gutes Jahr, Mutter,“ sagt er. „Wenn es so weiter geht, sind wir bald nicht mehr die Kleinsten bei der Sparkasse.“

Die Püntinerin weiß, daß er einen rechten Ruck vorwärts getan haben muß, daß er davon spricht. Von Kleinigkeiten macht er kein Aufhebens.

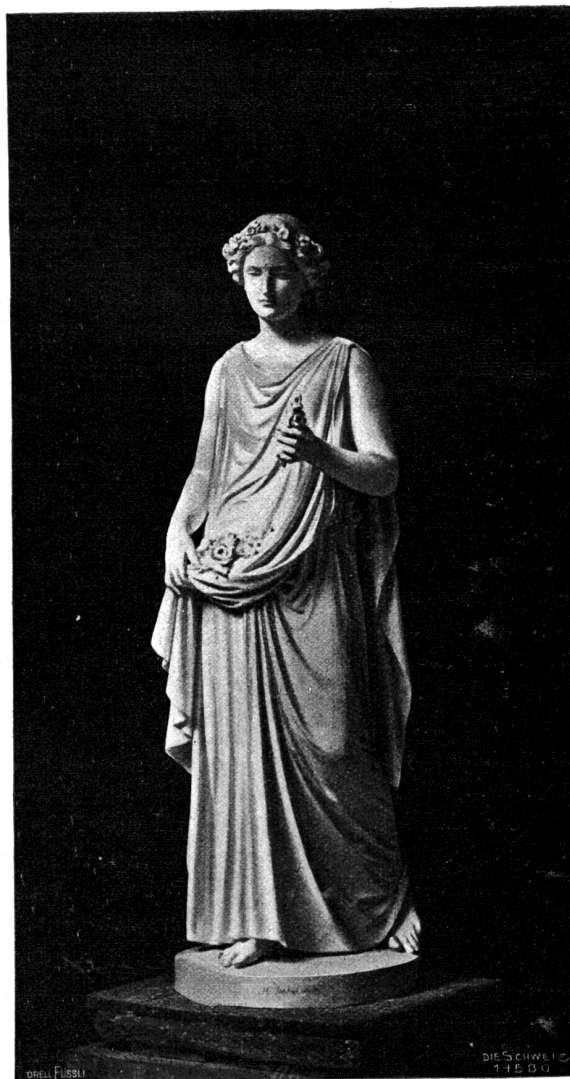
In diesen Tagen geschieht es, daß der Arnold, von Altburg kommend, in die Wohnstube tritt und das Wochenblatt, das just ins Haus gebracht worden, auf dem Tisch liegen findet. Er nimmt nicht einmal den Hut ab, grüßt Mutter und Schwester kurz, die arbeitend am Fenster sitzen, schlägt das Blatt auseinander und beugt sich darüber. „Da steht es, beim Eid!“ sagt er eifrig, mit heißem Gesicht.

„Was denn? Was ist?“ fragen die Weiber.

„In Altburg reden sie in allen Gassen davon,“ berichtet erregt der Arnold, während er weiter liest.

„So red' doch, was ist?“ drängt die Püntinerin erschreckt.

„Wie er die Klusenstraße durchgebracht hat, im Rat, der Vincenz!“ wirft der Arnold wieder hin. Dann liest er ihnen laut vor, wie der Vincenz im Rat für die vielumstrittene Bergstraße gesprochen, sonderbar wuchtig gesprochen und das seit Jahren vor den Be-



Das Mädchen aus der Fremde.

Nach der Marmorstatue von Heinrich Max Im Hof (1798–1869).

hörden herumgezogene Projekt durchgezwungen hat. Die Zeitung hat nicht Ruhmens genug für ihn.

Die Blicke der Frauen glänzen. Der Arnold hebt sein Gesicht. Es ist heiß vor Freude. „In Altburg ist kaum einer, der gilt, was der Vincenz,“ sagt er.

Was er an diesem Abend erzählt hat, das bringen die Knechte heim, das bestätigt der Felice, der auf einen Sprung herüberkommt, den Vincenz zu finden meint, aber nur die Püntinerin trifft, und davon reden eine ganze Anzahl Bauern von Seewlen und Altburg, die in den nächsten Wochen am Haus vorbeigehen oder aus irgend einem Grund hereintreten: Etwas werden kann aus dem, aus dem Vincenz! Auch der Name kommt wieder auf, den sie ihm seines Außern wegen einmal gegeben haben. Den „Bismarck“ heißen sie ihn.

Jetzt ist eine versteckte Meinung darin: Der wird einmal etwas im Land.

Der, den es angeht, macht kein Wesen, arbeitet und arbeitet und hat die heimliche Fröhlichkeit in sich. Aus Luzern, wo er geschäftlich zu tun hat, bringt er eines Tages ein hübsches Buch heim, ein Geschenk für die Anna de Felice. Zu dem Buch gesellt sich nach Wochen ein silberner Rosenkranz. Den hat er der Anna in Einsiedeln gekauft.

Das Mädchen dankt und freut sich jedesmal und denkt nichts dabei. Seit sie von dem Püntiner im Land so viel Wesens machen, erscheint er ihr erst recht hoch und recht alt. Mit scheuer Dankbarkeit nimmt sie deshalb, was er ihr gibt; er macht wohl gern dem und jenem jungen Menschen Freude! Vor dem Arnold, seinem Bruder, muß eines sich weniger scheuen! Eine fröhliche Kameradschaft ist zwischen ihm und ihr aufgesprungen. Er hat den Knechten, die sonst mit ihm abends am Felicehaus saßen, einen Vorsprung abgewonnen, steht bei der Felicin gut angeschrieben, kann sich dann und wann zu den zwei Frauen in die Stube setzen, hat die Anna einmal zum Tanz und einmal im Rauen von Seewlen nach Brunnen zur Kirchweih geführt, und er ist der Bursche, der einem Mädchen gefallen kann.

„Der Arnold,“ sagt die Püntinerin zum Vincenz, „ist hinter ihr her, hinter der Anna de Felice.“

„Wann ist der nicht hinter einer her gewesen?“ fragt er lächelnd dagegen. Aber nachher wird er nachdenklich, sitzt am Tisch der Mutter gegenüber, den einen Arm aufgestützt, den Kopf vornüber gebeugt, schweigt einen Augenblick und starrt an den Boden.

„Er gäbe sie auch wohl kaum schon her, der Felice,“ beginnt die Püntinerin wieder.

Da ist es, als atme er tief auf, wie wenn ein Stein von ihm fiele. „Und zu jung ist er selber noch, der

Arnold,“ sagt er. Er empfindet nicht, daß er spricht, was er selber gern hört und daß er seiner Sache nicht sicher ist; aber er horcht doch mit heimlicher Spannung auf die Antwort der Mutter.

Die Püntinerin meint den Zeitpunkt gekommen, da sie ihn selber einmal mahnen soll, an die Gründung eines Hausstands zu denken. An die Anna denkt sie dabei nicht mehr.

„Du solltest einmal vorwärts machen!“ sagt sie.

„Ich?“ die Frage klingt hastig. Er wird dunkelrot.

„An manchem Ort könntest anklopfen,“ fährt seine Mutter ahnungslos fort; „die reiche Zauchin, die Witfrau, oder dem Säckelmeister sein Mädchen oder . . .“

Er schiebt seinen Arm langsam über den Tisch, bis er ihre Hand erreicht und drückt sie ihr nieder, einen halb verdrießlichen, halb spaßhaften Ausdruck im Gesicht. „Es tut's, es tut's,“ sagt er; dann lehnt er sich schwer in den Stuhl zurück und sieht die Mutter groß an. „Wenn ich heiraten will, suche ich mir selber eine aus,“ sagt er mit sonderbarem strengem Ernst. Die Püntinerin darf nachher kein Wort mehr sagen, so sichtbar ist es, daß etwas an ihrer Rede ihn erzürnt hat.

Der Vincenz steht bald danach auf und geht hinaus. Was die Mutter gesagt hat, macht ihm zu schaffen. Lauter bestandene Weiber hat sie ihm vorgeschlagen, in seinen Jahren stehende! Und er denkt — an eine blutjunge denkt er!

Am gleichen Abend aber geht er zur Felicin hinüber und trifft sie mit der Anna in der Stube. „Gespielt wird im Theater drüben in Beckenried am Sonntag,“ sagt er. „Kommt Ihr mit mir, Ihr beide?“

Als sie nicken und zusagen, entfernt er sich leichteren Herzens, als er gekommen ist. Er weiß jetzt, daß er sich rühren muß, wenn er, der Alte, neben den Jungen bestehen soll.

(Fortsetzung folgt).

Meine Nachbarin.

Nachdruck verboten.

Novellette von Neera. Autorisierte Uebersetzung von Mathilde Accolti-Egg, S. Felice a Cancellio.

(Schluß).

Die Tür war geschlossen, und der Schlüssel war nicht im Schlüsselloch. Somit war meine Nachbarin ausgegangen, und zwar ohne „Waterproof“; sie mußte ihn mit Stecknadeln zugeheftet haben, was ich, wenn ich an die harmonische Ordnung des holden Persönchens dachte, entschieden ausschließen mußte. Mit oder ohne „Waterproof“, sie war ausgegangen! Unwillkürlich seufzte ich bei dem Gedanken.

Indem ich die Knöpfe, die mir so wenig gedient hatten, abtrennte, horchte ich auf jedes kleinste Geräusch, das von der Treppe her kam, in der Hoffnung, den leichten Schritt meiner Nachbarin zu vernehmen.

Wie ich erwähnte, war es Sonntag, und die Hausbewohner, fast ausschließlich Arbeiter oder Angestellte, benützten den Ruhetag, um spazieren zu gehen. Viele waren zum Mittagessen aufs Land gegangen, in eine jener Wirtschaften, die das Entzücken des Armen sind; andere hatten sich in Staat geworfen,

um ins Theater, an die Promenade oder bei Bekannten zum Lottospiel zu gehen.

Nach und nach entfernten sich alle. Die Wohnungen schienen vereinsamt und verlassen. Nur ein armer Buckliger, der in der Manjarde über mir wohnte, unterbrach die allgemeine Stille, indem er mit krächzender Stimme sang:

„So herzlos gehst du fort, mein Lieb,

„So herzlos, so herzlos . . .“

Schließlich stimmte ich, fast unbewußt, in den Refrain ein:

„So herzlos, so herzlos . . .“

Die Knöpfe waren alle abgetrennt. Ich fädelte sie an ein Rosajohnürchen, mit dem sehulichen Wunsche, meine Nachbarin möchte bald nach Hause kommen, damit ich sie ihr zurückbringen könnte.

Aber meine Nachbarin kam nicht; der Bucklige sang unbeirrt weiter: „So herzlos, so herzlos . . .“ und ich wiederholte: